

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Braukämper, können Sie etwas über Ihre Familie und das soziale Umfeld, in das Sie hineingeboren wurden, sagen?

Ich wurde 1944 in einem Dorf im Sauerland geboren, dort lebten ungefähr siebenhundert Menschen. Mütterlicherseits stammte die Familie von dort, während mein Vater aus dem Ruhrgebiet zugezogen war. Er war also ein Fremdkörper, hat aber leidlich gut Fuß fassen können. Es gab bei ihm auch ausgeprägte literarische Interessen, die von dem im Dorfe üblichen Standard abwichen.

Wir waren eine typische Arbeiterfamilie, mein Großvater mütterlicherseits war sein Leben lang Bergarbeiter. Eigentlich keine guten Voraussetzungen für eine akademische Laufbahn, doch ich erhielt die Möglichkeit, eine höhere Schule zu besuchen, Abitur zu machen und mich somit für ein Studium zu qualifizieren. Zudem war ich eigentlich schon früh an exotischen Dingen interessiert – das war sozusagen von Kindesbeinen an mein Hobby. Ich habe mir damals im Dorf jegliche verfügbare Reise- und Abenteuerliteratur besorgt und sie verschlungen. Als ich das Abitur machte und zu meinen Berufswünschen befragt wurde, habe ich tatsächlich schon die Völkerkunde genannt. Ich wurde dann der erste Akademiker in meiner Familie.



Wurde dieses frühe Interesse von Ihrem Elternhaus unterstützt – oder sah man das mit Befremden?

In der Tat mit gewissem Befremden, aber auch mit Toleranz. Wobei es natürlich schon sehr abstrus war, einen derartigen Berufswunsch zu äußern. Es folgte fast automatisch die Frage, was man denn damit machen könne und ob sich so überhaupt ein Lebensunterhalt verdienen lasse.

Doch war mein Werdegang nicht vorprogrammiert – es gab eher so merkwürdige Verwicklungen von Tatsachen: Einmal wurden zum Beispiel Bücher aus der Schulbibliothek entsorgt, die nationalsozialistischen Inhalts waren. Viele der Kinder ließen dabei ein Buch mitgehen, auch ich. Das darf ich heute nicht laut sagen, ich schäme mich auch dafür. Eines dieser Bücher trug den Titel »Südwest und seine Helden«¹, und obwohl ich thematisch nicht mehr so gern daran erinnert werde, war es einer der Auslöser für mein frühes Interesse an solcher Literatur, vor allem im Hinblick auf Afrika. Abgesehen davon las ich natürlich Karl May und Jack London sowie B. Traven, S. Wörishöfer, F. Gerstäcker und J. Verne – also Literatur, die mir damals zugänglich war und bei der es im Wesentlichen um Geschichten ging, die sich vor allem in Afrika, in Südamerika und auch in Südostasien zugetragen haben.

Erinnern Sie sich, wann Sie mit dem Begriff der Völkerkunde zum ersten Mal in Berührung kamen?

Das kann ich nicht aufs Jahr genau datieren, aber ich weiß, dass ich etwa dreizehn oder vierzehn Jahre alt war, als ich mir zu Weihnachten ein Buch über allgemeine Völkerkunde wünschte. In der nächsten größeren Ortschaft, die heute Lennestadt heißt und in der ich auch zur Schule ging, gab es eine Buchhandlung. Das einzige dort verfügbare Werk in dieser Richtung war die »Geographische Völkerkunde«² von Siegfried Passarge. Allerdings war ich von dem Buch ein bisschen enttäuscht, die Texte waren nicht so aufbereitet, wie ich mir das zu diesem Zeitpunkt erhoffte. Was mich damals reizte, war das Abenteuer an sich. So las ich auch Bücher, zum Beispiel über die so genannten „Kaffernkriege“, die zum Teil aus einer sehr eurozentrischen und rassistischen Sichtweise heraus beschrieben und die man als Ethnologe jetzt weit von sich weisen würde. Aber das Exotische und auch das damit verbundene Abenteuerliche spielten für mich immer eine Rolle.

Bestand denn damals Ihr Interesse für die Ethnologie ganz allgemein – oder doch eher für Afrika?

Es war schon die Ethnologie insgesamt, jedoch mit dem Schwerpunkt Afrika. Ich las, wie gesagt, auch Bücher über Lateinamerika, Nordamerika und selbstverständlich Sumatra, auch Südostasien und Australien kamen dann ins Spiel.

¹ Fritz Maywald, Südwest und seine Helden, Stollberg, Berlin, 1934.

² Siegfried Passarge, Geographische Völkerkunde, Safari Verlag, Berlin, 1951.

Meine Familie hatte relativ früh Beziehungen nach Australien, weil eine Tante von mir 1957 dorthin auswanderte. Nachdem sich später auch einer meiner Brüder dort angesiedelt hatte, intensivierte ich die Kontakte mit diesem Kontinent und unternahm mehrere Reisen dorthin.

Wie standen Ihre Eltern zu Ihrem Studienwunsch?

Bei meinen Eltern war das kein Problem, sie waren in dieser Hinsicht sehr liberal. Nur bei der vorhergehenden Generation, also für meinen Großvater - er spielte eine sehr dominante Rolle - war mein Studienwunsch problematisch. Die Skepsis hörte erst auf, als ich eine Doktorarbeit übernommen hatte. Sobald er das Wort »Doktor« hörte, gab mein Großvater Ruhe, ist sogar voller Stolz durchs Dorf gezogen. Ich bekam sofort nach dem Examen 1969 einen Job am Frobenius-Institut in Frankfurt am Main. Als ich mir dann eine Arbeiterrückfahrkarte besorgte, um in mein Dorf zu reisen, bemerkte er ganz entsetzt, ich sei doch kein Arbeiter, sondern ein Doktor – wobei es ihm egal war, auf welches Fach sich das bezog.

Mit zwanzig Jahren machten Sie Ihr Abitur. Haben Sie danach sofort mit dem Studium begonnen?

Ja, ich begann gleich zu studieren, wählte auch die nächstgelegene Universität. Ich muss gestehen, dass ich mich nicht sehr systematisch umgeschaut hatte, etwa wo die Afrika-Ethnologie oder der Schwerpunkt Ozeanien vertreten waren. Ich ging vielmehr direkt nach Köln, einfach weil ich annahm, dass man an einem Institut für Völkerkunde eben auch allgemeine Ethnologie betrieb, welche alle regionalen Wahlmöglichkeiten eröffnete. Das war tatsächlich auch der Fall damals, obwohl Professor Helmut Petri, der Lehrstuhlinhaber, ein Ozeanist mit Schwerpunkt Australien war. Als ich ihm nach einigen Semestern sagte, dass ich am liebsten über Afrika arbeiten würde, war er nicht so erbaut davon. Aber er war tolerant und hat das akzeptiert.

Wie kann man sich Petri vorstellen?

Er war recht jovial, auch paternalistisch. Er hatte in Wien studiert und war dann am Frobenius-Institut in Frankfurt gewesen. So ein bisschen pflegte er auch die Art und Weise, wie sie an diesen Instituten gängig war: Er kam zum Beispiel in den Hörsaal in Begleitung mehrerer Assistenten, die ihm die Tasche trugen – das war einfach so üblich zu dieser Zeit. Es bestand damals natürlich auch eine große Kluft zwischen Studierenden und Professoren. Ich erinnere mich, dass ich mich mal zur Sprechstunde anmeldete, im ersten Semester. Einige Kommilitonen meinten, ich sei ganz schön mutig, das so früh beim Chef des Institutes in Anspruch zu nehmen.

Fanden Sie denn im Studium das, was Sie sich davon erwartet hatten?

Ja, durchaus. Das Studium war ja damals noch nicht so verschult. Man konnte, wenn man wollte, sehr viel lesen. Ich übernahm in den ersten Semestern auch schon Referate und bewältigte eine umfangreiche Lektüre, beispielsweise Thor Heyerdahls »Aku Aku«³ und Georg Schweinfurths »Im Herzen von Afrika«⁴. Das waren sehr disparate Themen, die mich einfach interessierten. Ich lieh mir immer die Bücher aus und verschlang sie abends wie Bettlektüre.

Wie viele Kommilitonen hatten Sie?

Wir dürften damals kaum mehr als zwanzig gewesen sein – zum Teil Leute aus besserem Hause, wie Florian Deltgen, dessen Vater der Schauspieler René Deltgen war. Das nahmen die weniger betuchten Kommilitonen mit einer gewissen Bewunderung zur Kenntnis.

Ich erinnere mich, der Assistent Dr. Eno Beuchelt riet mir, gleich im ersten Semester ins Oberseminar zu gehen. Dort befasste man sich mit sozialen Systemen. Davon konnte ich am Anfang natürlich nur wenig begreifen und war dann auch ziemlich frustriert. Aber ich schilderte einem der Kommilitonen meine soziale Situation und fragte ihn, ob es für mich überhaupt sinnvoll sei, Völkerkunde zu studieren. Da schaute er mich etwas mitleidig an und meinte: »Entweder es ist nichts oder man macht mit Gewalt was draus.« In diesem Moment beschloss ich, mit Gewalt was draus zu machen.

Gab es Kommilitonen, mit denen Sie intensiveren Kontakt hatten?

Ja, natürlich. Ein Teil der Mitstudenten war ja auch mit asiatischen und ozeanischen Themen beschäftigt. Aber es gab

³ Thor Heyerdahl, Aku Aku, Die Geheimnisse der Osterinsel, Ullstein Verlag, Berlin, 1957.

⁴ Georg Schweinfurt, Im Herzen von Afrika, F.A. Brockhaus, 1878.

durchaus auch ein größeres Interesse an Afrika, und das Publikum war generell sehr gemischt. Mit einem Kommilitonen, Kurt Tauchmann, hatte ich damals sehr viel zu tun, und wir haben oft etwas zusammen unternommen, auch privat. Wir waren ein sehr feierlustiges Volk da in Köln, und es ergaben sich sehr nette Kontakte, die über das Studium hinaus anhielten. Auch Jahrzehnte später hatte ich noch Austausch – wobei dieser nicht nur wissenschaftlicher Art war, sondern man auch immer nachgefragt hat, wie es den anderen geht.

Unter Herrn Petri gab es in den Semesterferien immer Lehrforschungen, etwa nach Lappland. Nahmen Sie daran auch teil?

Ja, das war sogar Pflicht. Lappland und der Balkan waren zwar vor meiner Zeit, bei uns gab es jedoch den so genannten Mittelmeerkalender. Es wurden Reisen nach Korsika und Spanien unternommen, später auch auf die Kanarischen Inseln. Ich selbst habe die Lehrforschung in Spanien gemacht, im Baskenland – ganz allein und mit ein paar Brocken Spanisch. Ich war einundzwanzig Jahre alt und zum ersten Mal für längere Zeit im Ausland. Da wurde ich sozusagen ins kalte Wasser geworfen und musste hinterher einen Bericht darüber schreiben – wenn ich den heute lesen müsste, würde er wahrscheinlich gleich im Papierkorb landen! Aber ich gab mir damals Mühe, es machte mir Spaß und brachte Motivation für das Fach. Im Vorfeld wurde zumindest der Versuch unternommen, uns methodologisch vorzubereiten. Rückblickend betrachtet gelang das zwar nicht sonderlich gut, aber es wurden zumindest Interviewtechniken geübt – bei Weitem jedoch nicht so systematisch, wie wir das heute in den Lehrveranstaltungen machen.

Ich sollte für Untersuchungsorte meiner Forschung einen Festkalender erstellen. Also schaute ich, welche Feste wann stattfinden. Hauptsächlich lebte ich in zwei Ortschaften; eine in der Provinz Navarra, die andere in der Provinz Huesca in den Pyrenäen. Ich hatte mich vorher über diese Patronatsfeste informiert und sie anschließend besucht, quasi mit Teilnehmender Beobachtung. Da solche Patronatsfeste in der Regel aber eine ganze Woche andauern und es den ganzen Tag über Aktionen gibt, schnellte mit den vielen Einladungen auch der Alkoholpegel in die Höhe. Und dann musste man am Abend Notizen machen. Es war allein schon in diesem Sinne eine ausgesprochen Teilnehmende Beobachtung.

Welche theoretische Richtung vertrat Herr Petri?

Er vertrat die so genannte Ethnohistorie. Er stammt ja aus der Generation, die vollkommen frustriert war vom Zusammenbruch der Kulturkreislehre. Ähnlich wie die Wiener Kollegen - er war beispielsweise mit Hirschberg gut befreundet - übernahm er dann das Konzept der Ethnohistorie und versuchte, es uns nahe zu bringen. Das erschien mir in der Tat überzeugend und prägte mich, ich führte das auch in meiner Dissertation weiter. Doch Herr Petri war kein großartiger Theoretiker – er hat die Richtung eher sympathisch und mit starkem emotionalen Engagement vertreten. Bei mir kam das auch deshalb gut an, weil ich an Geschichte interessiert war. Es gab Ethnologie ja nicht als Fach an der Schule und Geschichte und Geographie waren meine Lieblingsfächer gewesen. So war es nahe liegend, auch im Studium auf einer geschichtswissenschaftlichen Schiene zu fahren.

Es wurde in Köln also versucht, die in den USA entwickelte Ethnohistorie als ein neues Gebäude aufzubauen, welches die zusammengebrochene Kulturkreislehre ersetzen konnte.

Wurden in Ihrem Studium auch andere theoretische Ansätze, etwa von Thurnwald oder der britischen Schule, vermittelt?

Nein, solchen Richtungen gegenüber war Herr Petri absolut negativ eingestellt. Er sprach oft geringschätzig von so genannten „Formalsoziologen“. Auch mit dem gerade aufkommenden Strukturalismus wollte er nichts zu tun haben. Einige amerikanische Richtungen hat er in gewisser Weise geschätzt, P. Radin und R. Lowie zum Beispiel, die natürlich eine starke deutsche und Wiener Prägung hatten und eben auch historisch orientiert waren.

Es gab natürlich auch noch andere Lehrende, etwa Professor Funke, von dem man sich aus Petris Sicht aber möglichst fernzuhalten hatte – was ich dann auch tat. Zeitweilig lehrten auch weitere interessante Persönlichkeiten in Köln, zum Beispiel K. A. Nowotny aus Wien. Er kam für zwei bis drei Semester und hatte ebenfalls eine stark historische Orientierung. Für mich persönlich war eigentlich Helmut Straube, der als Assistent ungefähr zwei Jahre in Köln war, sehr ausschlaggebend. Nach seiner Habilitation bekam er allerdings sofort den Ruf nach München. Ich hielt mit ihm Kontakt; das war für mich die Chance, in Sachen Afrikanistik beraten zu werden. Von Herrn Petri konnte ich das nicht erwarten. Straubes Seminare besuchte ich mit großer Begeisterung und wir diskutierten auch viel. Als ich den ersten Entwurf meiner Dissertation fertig hatte, fuhr ich zu ihm nach München und wir sahen den gesamten Text nochmals durch.

Was genau hat Sie an Herrn Straube begeistert oder geprägt?

Das kann ich nicht so genau sagen. Ich hatte da durchaus eine kritische Distanz, er war ja sehr im Detail verhaftet. Auch seine Vorlesungen waren extrem detailliert und faktenbezogen – heute würde ich sagen: positivistisch. Aber einen großen theoretischen Wurf bekam man eigentlich nicht präsentiert. Außerdem hat er damals noch, zusammen mit Herrn Petri und Herrn Nowotny, ein Oberseminar über »Megalithische Phänomene« angeregt. Das kam uns Studierenden damals etwas „old-fashioned“ vor. Ich habe mich da auch mit zwei Seminarbeiträgen beteiligt und fand trotz einer gewissen Reserviertheit das Material irgendwie faszinierend. Aber es wurde klar, dass Herr Straube noch stark unter dem Einfluss von Ad. E. Jensen stand – das war mir zuvor nicht so bewusst. Straubes Begeisterung für die Ethnologie war jedenfalls ansteckend.

Gab es einen Austausch mit Studierenden anderer Institute und nahmen Sie damals schon an DGV-Tagungen teil?

Zum Einen gab es die Rhein-Mainischen Seminartreffen. Daran waren ursprünglich die Universitäten in Frankfurt, Mainz, Köln und Bonn beteiligt. Später wurde das ausgeweitet und Münster, Strasbourg und Heidelberg kamen dazu. An mehreren Treffen, die zumeist auf der Burg Gutenfels bei Kaub stattfanden, nahm ich teil. Diese wurde ausschließlich von Studierenden bestritten, und einmal habe ich - das war 1967 oder 1968 - in Kronenburg in der Eifel für das Kölner Institut den Vortrag gehalten.

Zum anderen gab es gelegentlich die Möglichkeit, an DGV-Treffen teilzunehmen. Zum Beispiel 1967 in St. Augustin, da fuhr ich mit mehreren anderen Studenten hin. Ich erinnere mich auch noch sehr gut an bestimmte Szenen: Zum Beispiel an eine Kontroverse zwischen Peter Fuchs und Hans Peter Duerr über Claude Lévi-Strauss. Duerr versuchte Lévi-Strauss in die Pfanne zu hauen und Fuchs ging dann nach vorne und erklärte die Kritik für unqualifiziert. Eine andere Kontroverse fand zwischen Hans Fischer und Horst Nachtigall statt. Nachtigall sprach sich da sehr engagiert für eine stärkere Fokussierung auf Angewandte Ethnologie aus. Die älteren Teilnehmer der Tagung nahmen diese Initiative mit größerer Skepsis auf, sie trauten Nachtigall nicht über den Weg. Viele der Auseinandersetzungen konnten wir Studierenden damals noch nicht komplett nachvollziehen, da wir die Hintergründe nicht so genau kannten – doch es war hochinteressant!

Was den Kontakt mit den Kollegen der älteren Generation betrifft: Wenn man keinen persönlichen Kontakt mit ihnen hatte, etwa durch das Institut, ging man in der Regel auch nicht auf sie zu. Ich erinnere mich an Frau Westphal-Hellbusch auf der Tagung 1969 in Göttingen, auch an Herrn Vajda und Herrn Hirschberg – man hat diese Personen damals mit deutlicher Hochachtung betrachtet. Durch die Tagungen wurden sie einem dann etwas geläufiger und zumindest von der Physiognomie her bekannt. Zu Gesprächen kam es jedoch kaum; ich war als Studierender immer relativ schüchtern.

Sie haben 1969 promoviert. Wie kamen Sie zu Ihrem Promotionsthema?

Das war eine Art Heranpirschen. Im Rahmen meines Interesses für Afrika war ich an einer Gruppe ganz besonders interessiert. Das waren die Fulbe. Ich fand sie kulturell und ästhetisch äußerst ansprechend – in Paris sah ich mal in einem Museum einige Darstellungen von Fulbe und die haben mich so fasziniert, dass ich partout über diese Leute arbeiten wollte. Ich sammelte also Materialien, vor allem über das östlichste Verbreitungsgebiet der Gruppe und konnte in Paris, London und Deutschland etwas dazu finden. Teilweise gestaltete ich daraus die Promotionsarbeit, vor allem auf den Raum Kamerun/Nigeria bezogen. Damals war nicht genau bekannt, wie die weitere Verbreitung der Fulbe östlich des Tschadsees verlaufen war, und so nahm ich mir vor, diese später zu untersuchen – was ich in den achtziger Jahren dann auch tat.

Dieses Thema hatte ich mir also unter verschiedenen Aspekten ausgesucht: Die nomadische Komponente musste darin enthalten sein und auch der Prozess der historischen Ausbreitung. Helmut Petri hatte immer davon gesprochen, man müsse die Geschichte von ethnischen Gruppen in einem geographisch überschaubaren Raum und gleichzeitig in einer historisch konkret definierbaren Zeitspanne zu rekonstruieren versuchen. Das war bei dieser von mir ausgewählten Region Adamaua in Kamerun/Nigeria der Fall: von 1830 bis damals 1970. Mich interessierte vor allem auch die Frage, wann der Nullpunkt des Kulturwandels anzusetzen sei. Ich definierte diesen nicht über das Kriterium des europäischen Einflusses, sondern über den Einfluss des Islam, auch um vom eurozentrischen Standpunkt wegzukommen.

Herr Petri konnte mir wegen des Afrikabezugs zwar inhaltlich nicht viel weiterhelfen, versuchte mich aber im Rahmen seiner Möglichkeiten zu unterstützen. Soweit ich mich erinnere, musste ich mehrmals im Doktorantenkolloquium zu meinem Thema sprechen, und er hat die Beiträge auch goutiert. Zwar hat er nie engagiert darauf reagiert und deutete vielleicht auch mit einem kritischen Zeigefinger an, dass ich doch besser über Ozeanien oder Australien arbeiten sollte. Für diese Regionen hätte er mir bei der Themenwahl und bei der Analyse ethnographischer Materialien gezielt helfen können.

War es damals noch nicht üblich, für die Promotion eine Feldforschung durchzuführen?

Interview vom 30.05.2008, durchgeführt am Institut für Ethnologie in Göttingen (Freigabe durch U. Braukämper am 22.08.2011)

Transkription: Klaus Schmitt, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Nein. Erstens gab es damals nur die Direktpromotion und zweitens wurde es gar nicht unterstützt, schon für die Promotion eine Feldforschung zu machen. Das war der Trend der Zeit, zumindest in der deutschen Ethnologie. Herr Petri war, wie viele andere Kollegen seiner Generation, der Auffassung, dass man erstmal eine ordentliche Literatur- und Methodenkenntnis besitzen sollte und durch eine Arbeit, die auf Schrifttum beruht, beweisen soll, dass man auch für weitere und dann eben empirische Forschungen qualifiziert ist. Nur in wenigen Fällen führten bei uns am Institut Studierende kürzere Reisen und Studienaufenthalte in Ozeanien oder Afrika durch.

Wie ging es nach Ihrer Promotion beruflich weiter?

Im Februar 1969 promovierte ich in Köln, mit Nebenfach Soziologie. Das war für mich sehr faszinierend, da ich bei Professor René König studiert hatte – er war für mich der interessanteste Hochschullehrer damals in Köln. Ich hörte mit großer Begeisterung seine Vorlesungen, habe ihn fast abgöttisch verehrt.

Während des Studiums bekam ich einen Einstellungsbescheid für die Bundeswehr und legte dagegen Protest ein. Das hatte ich auch zu Beginn meines Studiums schon einmal gemacht, damals aus sozialen Gründen. Mein Vater war verstorben, es gab große Probleme zu Hause und da bin ich auch tatsächlich freigestellt worden. Ich konnte das Studium also weiterführen und nach der Promotion bekam ich zu meiner großen Überraschung gleich eine Stelle am Frobenius-Institut in Frankfurt. Das lag zu einem nicht geringen Teil an der Fürsprache von Helmut Straube. Eike Haberland war damals Leiter des Institutes und plante ein größeres Forschungsprojekt in Äthiopien. Er hatte von der DFG auch Geld für ein Projekt namens »Atlas-Africanus« erhalten. Es waren zwei Stellen ausgeschrieben - eine davon erhielt ich für zwei Jahre und bekam danach eine Planstelle im Frobenius-Institut.

Wie gesagt, das Angebot kam recht unvorhergesehen; ich hatte mich eigentlich schon auf ein Zweitstudium vorbereitet. Aufgrund meines ländlichen Hintergrunds interessierte ich mich auch für Landwirtschaft und wollte in Stuttgart-Hohenheim Tropische Landwirtschaft studieren. Das war dann nicht mehr notwendig.

Wie würden Sie die Persönlichkeit Haberblands charakterisieren?

Das ist natürlich etwas schwierig für mich. Ich möchte ihm nicht unrecht tun, ich war damals natürlich sehr froh, diese Stelle bekommen zu haben. Ich verehrte ihn in der Anfangszeit sehr, und wir haben ja auch gemeinsam Forschungen in Äthiopien durchgeführt. Er hat mich sicherlich auch immer als sehr loyal erlebt, nur habe ich ihm wahrscheinlich zu viel widersprochen. Nicht in einer bissigen Weise, aber er konnte das offenbar so nicht tolerieren. Irgendwann war ich dann zunehmend an die Peripherie gedrängt worden und erhielt nur noch in sehr geringem Maße wissenschaftliche Förderung.

Wurden Sie von Haberland in irgendeiner Weise theoretisch oder methodologisch geprägt?

Haberland hat es ja immer wie ein Evangelium vor sich hergabetet, dass die Auseinandersetzung mit afrikanischer Geschichte mit anderen Mitteln betrieben werden müsse. Was die moderne afrikanische Geschichtsforschung forcierte, etwa in London oder in den USA, das übernahm er auch für sein Institut. Er vollzog den Schwenk dezidiert hin zur Historie, setzte für das Frankfurter Institut für Völkerkunde dann auch eine Umbenennung in »Institut für Historische Ethnologie« durch. Er hat mich insofern stark beeinflusst, als ich mich nun auch der empirischen Arbeit einer historischen Ausrichtung verschrieb. Die Forschungen zu Äthiopien waren dementsprechend angelegt. Daher dachte ich auch, ich sei Haberland gegenüber sehr loyal, aber vielleicht habe ich auch allzu sehr in seinem Sinne gearbeitet. Jedenfalls hab ich irgendwann gemerkt, dass von ihm keine Unterstützung mehr zu erwarten war.

Das Projekt in Äthiopien war Ihr erster Aufenthalt in Afrika?

Ja, es waren zwei Aufenthalte. Ich hatte wie gesagt vor, über die Ostausbreitung der Fulbe im Tschad zu arbeiten. Da ich nun aber nach Frankfurt kam und dort bereits ein fertiges Feldforschungsprojekt programmiert war, bot sich mir die Möglichkeit, direkt einzusteigen. Da habe ich natürlich die Gelegenheit beim Schopf ergriffen, obwohl ich nicht auf Äthiopien spezialisiert war. Ich versuchte, mich einzulesen, war aber nicht besonders gut vorbereitet. Haberland meinte dann vor Ort, ich solle zu dieser und jener Gruppe gehen, über die es bislang so gut wie keine Dokumentation gab. Es war seine Strategie, dass er Leute, die er mit nach Äthiopien nahm, in Gebieten wissenschaftlicher *Terra incognita* einsetzte. Diese Erfahrung war natürlich faszinierend. Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir zum ersten Mal in Addis Abeba landeten, 1970. Auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt sah ich zum ersten Mal Afrikaner auf ihrem Kontinent. Die Bauern liefen barfuss, mit hochbeladenen Eseln – das war für mich schon ein intensives Erlebnis, endlich mal in einem Land zu sein, wo ich Forschungen betreiben wollte. Andererseits war es aber auch desillusionierend, die offenkundige Armut auf den ersten Blick zu erleben. Die Faszination hat überwogen, aber der Eindruck blieb stets

Interview vom 30.05.2008, durchgeführt am Institut für Ethnologie in Göttingen (Freigabe durch U. Braukämper am 22.08.2011)

Transkription: Klaus Schmitt, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

zwispältig.

Wie lange waren Sie insgesamt in Frankfurt?

Ich war insgesamt - mit Unterbrechungen von circa zwölf Jahren für Feldforschungen, Aufenthalte in London und dem Museumsaufbau im Sudan - sechszwanzig Jahre am Frobenius-Institut angestellt, also von 1969 bis 1995.

Sie haben sich jedoch 1990 in München habilitiert. Wie kam es dazu?

Ich wollte mich gerne habilitieren und Haberland hat das nicht gefördert. Die Ablehnung ging dann so weit, dass ich nach meiner Rückkehr aus dem Sudan 1988 erfuhr, dass er sogar die Münchner Kollegen unter Druck zu setzen versuchte, mich nicht zu habilitieren. Davon war ich sehr enttäuscht. Doch ich habe die Prozedur in München durchziehen können, obwohl sich dies nach Straubes Tod 1984 sehr viel schwieriger für mich gestaltete. Ein gutes kollegiales Verhältnis hatte ich zu dem dortigen Afrikanisten Johannes W. Raum. László Vajda als einflussreiche Persönlichkeit war zu diesem Zeitpunkt auch in München; Hanns Prem war nicht mehr dort. Für meine Habilitation kam ich mir letztlich wie eine Art Waisenkind vor, denn ich hatte ja mit dem Institut in München nichts zu tun. Dadurch, dass Straube als engagierter Befürworter nicht mehr da war, lag eine schwierige Aufgabe darin, den fremden Bittsteller zu spielen. Letztendlich wurde ich größtenteils von Herrn Raum betreut. Er empfand dies als eine Verpflichtung, die er von Straube übernommen hatte, und ich bin ihm für die Unterstützung dankbar. Mein Kontakt mit der Universität in München beschränkte sich auf ein paar Aufenthalte, denn ich war zu dieser Zeit - also in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre - zumeist im Sudan. Eigentlich hatte ich über mehrere Jahre hinweg nur sechs Wochen Heimaturlaub und fuhr dann während dieser Zeit jeweils einmal nach München, um mit den dortigen Kollegen die notwendigen Gespräche zu führen. Als ich Ende 1988 endgültig aus dem Sudan zurückkehrte, schrieb ich die Habilitationsarbeit zu Ende, lieferte sie ab und führte weitere Gespräche - meist mit Herrn Raum, aber auch mit Matthias Laubscher und Hermann Amborn. Mit Herrn Amborn war ich befreundet und wir hatten ein gemeinsames Interesse an Äthiopien. Schließlich absolvierte ich dann 1990 in München das Habilitationskolloquium und die Probevorlesung.

Kommen wir noch einmal zurück zum Frobenius-Institut. Wie nahmen Sie, als Mitarbeiter dieses Forschungsinstituts, die universitäre Ethnologie, beispielsweise in Frankfurt, wahr?

Zu meinem Leidwesen muss ich sagen, dass wir keine Lehre machen durften. Wir waren als Mitglieder des Forschungsinstituts dem Leiter Eike Haberland unterstellt und er wollte nicht, dass wir irgendwelche Zeit für Lehrtätigkeit investierten. Ich bemühte mich mehrfach darum, etwas in diese Richtung zu machen, wurde mit diesem Ansinnen aber abgewiesen. Ich hätte auch deshalb gern die Möglichkeit zur Lehrtätigkeit gehabt, um mit der jüngeren Generation in kontinuierlichem Kontakt zu bleiben. Der Mangel an Lehrtätigkeiten hat mir dann später bei der Berufung sehr geschadet, weil natürlich direkt gefragt wurde, was ich in diesem Bereich vorzuweisen hätte - und das war in der Tat äußerst wenig. Ein paar Mal hatte ich Lehraufträge in Marburg und auch in London, was mein Chef nur mit größtem Widerwillen zuließ. Nach dem Wechsel an der Spitze des Frobenius-Instituts 1996, als ich schon nicht mehr dort war, wurde die Situation dann genau umgekehrt: Jeder der wissenschaftlichen Mitarbeiter, auch die in der Forschung tätigen, sollte nunmehr Lehrtätigkeit ausüben.

Haben Sie damals den Wechsel - von Haberland zu Kohl - am Frobenius-Institut miterlebt?

Nein, den habe ich nicht mehr miterlebt. Haberland starb 1992, ich bin 1995 nach Göttingen gegangen. Es liefen damals mehrere Verhandlungen, bei denen zum Teil die Berufungen fehlschlügen und daraufhin neue Verhandlungen geführt werden mussten. In der Zwischenzeit war Christian Feest kommissarisch als Direktor eingesetzt und Gerd Baumann sollte berufen werden, was fehlschlug. 1996 kam Karl-Heinz Kohl als neuer Direktor.

Nach Ihrer Habilitation wurden Sie Mitte der neunziger Jahre nach Göttingen berufen. Gab es in dieser Zeit viele freie Stellen, auf die Sie sich bewerben konnten?

Nein, es gab wenige Alternativen für mich. Es war aber auch keine Existenzfrage, denn ich hatte eine Planstelle am Frobenius-Institut. Auf der einen Seite habe ich natürlich immer gerne Forschung betrieben, seit 1970 war ich ja insgesamt zwölf Jahre in Afrika. Auf der anderen Seite vermisste ich es eben auch, Lehrtätigkeit zu betreiben. Ich wollte eigentlich die Kombination aus Beidem. Das bewog mich dazu, mich auf einen Lehrstuhl zu bewerben, obwohl ich es bedauerte, dann nicht mehr so viel Forschung machen zu können. Doch man kann nicht immer alles haben und vermisst oft das, was gerade nicht zur Verfügung steht.

Wie war die Situation in Göttingen, als Sie 1995 dort ankamen?

Ich war der Nachfolger von Herrn Fuchs, kam auf dessen Afrikastelle. Ich fand ein relativ gut ausgestattetes Institut vor und fühle mich bis heute sehr wohl hier. Auch organisatorisch läuft es sehr gut, vor allen Dingen dank der Kollegin Brigitta Hauser-Schäublin, die etwa zwei Jahre vor mir kam. Sie traf für die Lehre sehr begrüßenswerte und vorbildliche Vorbereitungen, etwa was das Grundstudium angeht. Außerdem hatte sie ein Curriculum erarbeitet, bei dem ich mich voll einklinken und mitbetätigen konnte. Von meinem eigenen Studium her kannte ich solch gute Strukturierung nicht – da wurden Veranstaltungen zur Geschichte oder den wesentlichen Teilbereichen der Ethnologie zumeist unsystematisch oder nur in längeren Intervallen angeboten. Doch hier in Göttingen hatte man, wie ich fand, etwas wirklich Grundständiges aufgebaut, von den Anfangssemestern bis zur Zwischenprüfung und für die Zeit danach. Es gab eine zweisemestrige Einführung in die Ethnologie, es gab ferner Pflichtveranstaltungen für die Wirtschaftsethnologie und die Sozialethnologie. In bestimmten Abständen fanden auch immer Veranstaltungen in Religionsethnologie, Migration, Angewandter Ethnologie und in anderen grundlegenden Themen statt. Als ich hierher kam, hatte ich natürlich nicht das komplette Repertoire parat. Das musste ich mir dann erarbeiten, was in den Anfangssemestern einen recht großen Arbeitsaufwand bedeutete. Es war ja nicht so, dass ich auf einen Afrikanistik-Lehrstuhl kam und nur Afrikanistik betrieb. Mehr als drei Viertel der Veranstaltung waren ja in der allgemeinen Ethnologie angesiedelt.

Welche Kollegen und Mitarbeiter gab es in Göttingen neben Frau Hauser-Schäublin?

Beispielsweise Brigitta Benzing. Als ich hier ankam, war sie allerdings noch beurlaubt und lehrte gerade in Addis Ababa, Äthiopien. Klaus Hesse aus Berlin hatte die Vertretungsprofessur inne; wir waren etwas über ein Jahr Kollegen. Dann kam Frau Benzing zurück und es gab drei Lehrstühle hier mit jeweils einer bestimmten regionalen Ausrichtung: Frau Hauser-Schäublin für Ozeanien und Südostasien, Frau Benzing für West- und Zentralasien, aber auch mit afrikanistischen Interessen, und ich für Afrika.

Kommen wir zurück zur DGV-Tagung 1969 in Göttingen. Wie würden Sie den Verlauf aus Ihrer Sicht beschreiben?

Ja, das war natürlich eine sehr prägende Erfahrung. Ich hatte es in Köln nicht erlebt, dass man so rebellisch gegenüber dem Establishment wurde, es ging da eher ruhig zu. Als ich nach Frankfurt kam, herrschte dort eine andere Atmosphäre. Am 1. Mai 1969 habe ich dort angefangen, die Göttinger Tagung war im Oktober desselben Jahres. Was ich zwischen Mai und Oktober in Frankfurt erlebte, hat mich dann schon ein bisschen auf das eingestimmt, was in Göttingen passieren würde – in Frankfurt waren die Studierenden sehr viel aufmüpfiger, wenn auch nicht so stark wie in Heidelberg oder in Berlin. Für mich war es eine besondere Situation: Ich war zu diesem Zeitpunkt fünfundzwanzig Jahre alt, fühlte mich altersmäßig und auch von meinen emotionalen Grundlagen her den Studierenden zugehörig. Andererseits war ich aber doch ein Vertreter des Establishments und hing quasi zwischen zwei Stühlen. Das war sehr belastend. Ich fuhr damals mit Haberland nach Göttingen und war während der Tagung auch Augenzeuge, als er das ominöse »Go Out!« der meisten Professoren und Professorinnen anführte. Viele der damals jungen Teilnehmenden - sowohl unter den Studierenden als auch im Mittelbau - empfanden es allerdings als sehr störend, dass von den Wortführern der studentischen Opposition nur bestimmte Gruppen oder Personen zu bestimmten Veranstaltungen zugelassen wurden. Da wurden jene, die nicht zu dem elitären Zirkel gehörten, raus komplimentiert – so nach dem Motto, man habe da nichts zu suchen und gehöre nicht dazu.

Was waren Ihrer Meinung nach die Bruchlinien dieses Konfliktes?

Einerseits war es einfach ein Generationenkonflikt, ein Aufbegehren gegen das Establishment, gegen die alten Professoren, die alten Garden. Da hat die inhaltliche Seite nicht unbedingt die Hauptrolle gespielt. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch fachbezogene Kritikpunkte. Es sollte etwas getan werden, etwa wenn bestimmte Kollegen eine Position vertraten - wie zum Beispiel Herr Zerries damals -, die man einfach nicht gutheißen konnte. Es wurde unfair gegenüber den Studierenden agiert, das hat die Emotionen zusätzlich angestachelt. Ein Mann von neunundfünfzig Jahren, mit langjähriger Berufserfahrung, hätte vielleicht einfach souveräner reagieren können und sollen.

Dazu kam noch die Diskussion um die Ausrottung von brasilianischen Indianern, die ja zum Teil auch sehr emotional und dann auch sehr unprofessionell geführt wurde. Ich erinnere mich, wie über die Politik der brasilianischen Regierung diskutiert wurde und die Frage aufkam, wer unter den anwesenden Diskutanten denn überhaupt Portugiesisch könne. Da wurde seitens der Professoren einfach so ein paternalistisches Überlegenheitsgefühl des höheren Alters und der

Interview vom 30.05.2008, durchgeführt am Institut für Ethnologie in Göttingen (Freigabe durch U. Braukämper am 22.08.2011)

Transkription: Klaus Schmitt, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Berufserfahrung ausgespielt.

Nun haben Sie ja selbst nicht nur an der Tagung teilgenommen, sondern auch darüber geschrieben - können Sie das aus Ihrer Perspektive noch einmal zusammenfassen?

Die Reaktionen der etablierten Ethnologen waren angesichts der Situation vielleicht etwas überzogen. Es gab natürlich unschöne Momente, die man im akademischen Milieu - zumindest in dieser und der vorhergehenden Generation - bis dato nicht kannte. Ich denke etwa an die Podiumsbesetzungen oder daran, dass Leute auch mit verbalen Injurien bedacht wurden. Alle diese Dinge waren zweifellos gewöhnungsbedürftig, aber es führte zu einer Überreaktion in dem Sinne, dass der Großteil der etablierten Ethnologen nie wieder zu einer DGV-Tagung kommen wollte. Es hieß, das sei unter ihrer Würde, man ließe sich nicht in dieser Weise beleidigen. Das wiederum führte dazu, dass es fast zehn Jahre dauerte, bis wieder eine einigermaßen gut funktionierende DGV-Tagung zustande kam. Erst das Treffen 1977 in Bad Homburg konnte man als halbwegs ordnungsgemäß bezeichnen. In Coburg, 1975, ging es auch schon in diese Richtung. Viele der älteren, etablierten Ethnologen trauten sich wieder hin, doch die meisten hatten noch ein starkes Trauma, wollten sich aus der Politik der deutschen Ethnologie zurückziehen und nur noch ihr eigenes Süppchen kochen.

Hatte das auch Auswirkungen auf die Ausrichtung der Theorien und Gegenstände des Faches?

Ja, sicherlich. Wobei nicht genau nachvollziehbar ist, ob die positiven oder die negativen Einflüsse überwogen. Für den 2002 im Band 127 der Zeitschrift für Ethnologie (ZfE) veröffentlichten Beitrag »Trauma einer Ethnologen-Generation? Die Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Göttingen 1969« habe ich eine Befragung durchgeführt. Ich schrieb zahlreichen Kolleginnen und Kollegen und bat um ihr Meinungsbild über die Konferenz. Anhand einiger Aussagen zeigte sich, dass durch die an die '69er Tagung anschließende Politik jener Teil der deutschen Ethnologen, die unter Umständen eine neue Entwicklung hätten einleiten können, offenbar an die Peripherie gedrängt wurde. Repräsentanten des Faches, wie etwa Fritz Kramer und Hans Peter Duerr, die damals auf der Tagung sehr aktiv waren, wurden natürlich in besonderem Maße von den Leuten kritisiert, die sich traumatisiert fühlten. Neue Impulse, wo immer sie auch hingeführt hätten, wurden angeblich sabotiert – im Fall von Kramer war es zum Beispiel die Anlehnung an die britische Sozialanthropologie. Die ältere Generation wollte, wie häufig geargert wurde, vielfach nur ihre Ruhe haben, und das war natürlich eine gewisse Tendenz zur Stagnation, die für eine akademische Disziplin sicher nicht gut ist.

Gerade die deutsche Ethnologie der siebziger Jahre wird ja retrospektiv auch als Phase der Stagnation beschrieben – im Gegensatz zur damaligen gesellschaftlichen Tendenz. Wie stehen Sie zu dieser Einschätzung?

Ich denke, das kann man bestätigen. Allein schon der Tatbestand, dass es keine anregenden Fachtagungen mehr gab, über einen längeren Zeitraum hinweg, ist ja im Grunde ein Beweis dafür, dass man nicht das Bedürfnis hatte, miteinander zu diskutieren. Und auch nicht das Bedürfnis danach, etwas Neues zu schaffen oder sich mit neuen Herausforderungen zu beschäftigen. Man hatte sich mit der Stagnation abgefunden, und das kann auf keinen Fall eine gute Entwicklung sein. Man kann den etablierten Kräften der deutschen Ethnologie - also denjenigen, die damals auf den Lehrstühlen saßen - auch den Vorwurf nicht ersparen, dass sie sich nicht gründlich genug mit den Gegebenheiten der Zeit auseinandersetzten – sondern vor allem aufgrund der traumatischen Erfahrungen von Göttingen eine Art Eskapismus betrieben. Wobei etwa mein damaliger Chef Haberland in den siebziger und achtziger Jahren oft mit diesen Sachen kokettierte und den „Agent Provocateur“ spielte. Er hat Protagonisten von Göttingen auf anderen Tagungen angesprochen, so nach dem Motto: »Sie waren doch damals so rebellisch, warum sagen Sie denn jetzt nichts? Wir wollen doch eine interessante Diskussion zustande kriegen.« Doch das hatte eigentlich nichts mit seiner tiefsten Überzeugung zu tun, sondern war eher ein theatralischer Akt.

Die Aussage von der Provinzialität der deutschen Ethnologie wurde häufig an das Argument der späten Rezeption von internationalen Theoriediskussionen geknüpft. Wie schätzen Sie dieses Argument ein?

Ich denke, es trifft zu, dass die deutsche Ethnologie relativ spät auf die internationalen Entwicklungen reagierte und sich auch dazu bekannte, mit diesen Entwicklungen nichts zu tun haben zu wollen. Kollegen bestätigten mir zum Beispiel, dass Lévi-Strauss in Vorlesungen über allgemeine Ethnologie mitunter nicht vorkam. Einige Kollegen sollen aus persönlicher Abneigung den Strukturalismus systematisch ausgeklammert haben. Wenn ich eine Veranstaltung über allgemeine Ethnologie und die Geschichte der Ethnologie betreuen muss, kann ich diese Richtung jedoch nicht guten Gewissens außen vor lassen. Der strukturalistische Ansatz war mir stets persönlich auch sehr fern, aber trotzdem würde

ich daraus nicht die Konsequenz ziehen, ihn den Studenten nicht zu vermitteln. Das ist nur ein Beispiel, doch kann es in anderen Bereichen ähnlich sein – ich denke, so etwas geschieht relativ häufig in der deutschen Ethnologie.

Es kommen da mehrere Faktoren zusammen: So gibt es auf der anderen Seite auch ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl der Ethnologie im deutschsprachigen Raum, etwa gegenüber der Soziologie. In unserem Fach haben wir eigentlich seit Jahrzehnten keine großen, international Aufsehen erregenden Leistungen mehr vollbracht. Das mag in gewisser Weise dazu geführt haben, dass keine bedeutende Richtung in der deutschen Ethnologie kreierte wurde. Die Schule, die wir früher geschaffen haben - die Kulturkreislehre und alles damit Verbundene - ist eben total zusammengebrochen. Ich habe beispielsweise auch bei Petri und anderen Fachvertretern aus seiner Generation mit ähnlichem Hintergrund ihrer eigenen Ausbildung bemerkt: Sie litten immer erkennbar darunter, dass die deutsche Ethnologie einst so bedeutsam war und niemand an ihr vorbeikam, sie dann seit den fünfziger Jahren aber durch ein verzweifertes Suchen nach neuen Ufern gekennzeichnet war. Andere Ansätze wurden hinterfragt, etwa die britische Social Anthropology mit ihrer Kolonialvergangenheit, ebenso der Strukturalismus oder irgendwelche amerikanischen Strömungen, die man unter Umständen übernehmen könnte – oder sollte man versuchen, eklektizistisch ein Konglomerat aus all dem zu finden?

Gibt es dennoch spezifische Merkmale einer deutschen Ethnologie?

Das ist schwierig zu bewerten. Ein neuer, begrüßenswerter Trend ist die Hinwendung zur Empirie. Es gilt inzwischen durchaus, dass wir im Vergleich zu anderen nationalen Traditionen stärker auf die Feldforschung orientiert sind. Ich selbst habe ja, wie erwähnt, meine Doktorarbeit noch ohne Feldforschung geschrieben. Das wäre heute kaum noch denkbar – jedenfalls nicht an unserem Institut. Diese Hinwendung zur Empirie und zur Feldforschung, das ist also ein bemerkenswerter Schwenk, der in der deutschen Ethnologie auch sehr bewusst und engagiert vollzogen wurde. Das würde ich durchaus als eine positive Entwicklung sehen, wobei es sich dabei natürlich um eine Wende in der Methodologie und nicht um ein Spezifikum der Theorienbildung handelt.

Womit hängt es Ihrer Ansicht nach zusammen, dass die Empirie in Deutschland so zentral geworden ist?

Die Frage kann ich wahrscheinlich nur ungenügend beantworten. In diesem Falle hat das sicherlich nichts mit dem Minderwertigkeitsgefühl, aber vielleicht mit einem gewissen Nachholbedarf zu tun. Wie weit man da in der Geschichte zurückgehen kann, weiß ich nicht. In der nationalsozialistischen Zeit gab es beispielsweise kaum die Möglichkeit, Feldforschung zu betreiben. Auch vorher, nach dem Verlust der Kolonien, war die Chance dazu vergleichsweise gering. Auch die Erfahrungen, die man in der DDR machte, in der osteuropäischen Ethnologie oder Ethnographie: vierwöchige Studienreisen nach Kasachstan – das war die „Feldforschung“. Davon wollte man wegkommen und empirisch orientierte Langzeitforschungen im wahrsten Sinne des Wortes betreiben, wobei die Tradition der britischen Social Anthropology durchaus ein erstrebenswertes Vorbild darstellt.

Lange Zeit dominierten die Museen die Ethnologie an vielen Instituten. Wie würden Sie die Entwicklung des Bezugs zur Materialität beschreiben? Gibt es seit der Hinwendung zur symbolischen und interpretativen Anthropologie einen Verlust des Gefühls für die Gegenständlichkeit?

Im Frobenius-Institut war das sicherlich nicht der Fall. Bei unseren damaligen Feldforschungen wurden wir von Haberland immer angehalten, Sammlungen anzulegen. Das war auch ein Punkt, warum ich mit ihm ein bisschen überquer gekommen bin. Ich war für die Sammlung zuständig und wir hatten völlig unzureichende Mittel, die Objekte zu konservieren. Ich sah, wie sie zum Teil in einem desolaten Zustand waren, weil sich niemand restauratorisch darum kümmern konnte. Was bringt es dann, fragte ich, wenn man immer neue Sachen anhäuft? Man sollte sie doch entweder an Museen abgeben, die sich wirklich darum kümmern können, oder das Sammeln einfach mal reduzieren – aber gerade Haberland war stark auf materielle Kultur gepolt. Meine Frage war also das Schlimmste, was ich hätte sagen können, und seitdem bekam ich bei ihm auch keinen Fuß mehr auf den Boden.

Auch sonst spielte die materielle Kultur an vielen Instituten durchaus noch eine Rolle. Ich selbst habe über mehrere Jahre im Sudan ein Museum aufgebaut, habe Sammlungsreisen unternommen, um das Museum überhaupt zu bestücken. Auch am Göttinger Institut haben alle drei Professor_Innen ein grundsätzliches Interesse an dinglicher Kultur. Frau Hauser-Schäublin gilt als eine Fachfrau in Museumskunde, ich selbst habe auch einige Erfahrung in diesem Bereich sammeln können, und Frau Benzing ist Spezialistin ethnologischer Kunstgenres. Wir haben die Zweiteilung, die in der deutschen Ethnologie aufgebaut wurde, auch immer kritisiert: Hier die elitären Universitätsethnologen, die sich mit Theorien und Methoden auseinandersetzen und intellektuell angeblich auf einem höheren Stand sind; dort die Museumsethnologen, die sich mit materieller Kultur beschäftigen und in das dümmlichere akademische Kollegenspektrum einzuordnen seien. Eine solche Kontroverse hat bei uns hier in Göttingen nie eine Rolle gespielt. Wir haben bis in die Gegenwart immer stark mit den Pfunden gewuchert, die wir in unserer Sammlung haben, vor allem

auch mit den Altbeständen wie der Cook/Forster-Kollektion aus dem 18. Jahrhundert, die ja einzigartige Werte darstellen.

Was macht für Sie den Kernbestand des Faches aus?

Das ist eine sehr komplexe Frage, die einer komplexen Antwort bedarf. Einerseits - das habe ich ja schon am Anfang erwähnt - gab es für mich einfach die Faszination des Exotischen, die ich auch im Alter nicht ganz eingebüßt habe. Mir macht es nach wie vor Spaß, Reisen zu unternehmen. Solange es die körperlichen Möglichkeiten erlauben, möchte ich auch noch Feldforschungen zu Ende führen und Re-Studies machen. Ich denke, es gibt eine gewisse Berechtigung, dass man sich diese exotische Begeisterung nicht ganz abhandeln lassen lässt. Das ist aber sicherlich ein untergeordneter Faktor.

Was ich außerdem in zunehmendem Maße für wichtig erachte, ist die Tatsache, dass man die Welt aufmerksam macht auf die kulturelle Vielfalt, die wir haben und die ja auch dramatisch dahinschwindet. Jeden Tag gehen so viele Sprachen und Kulturelemente verloren – sie möglichst aufrecht zu erhalten oder zumindest zu dokumentieren, das empfinde ich auch als eine löbliche und erstrebenswerte Leistung und Perspektive der Ethnologie. Auch muss es uns meines Erachtens darum gehen, die sich vor unseren Augen vollziehenden Prozesse der Hybridisierung und Kreolisierung von Kulturen und damit gleichzeitig auch von Globalisierung im weiteren Sinne zu untersuchen. Das ist ein Forschungsfeld, auf dem wir als Ethnologen gefragt sind, mehr als jedes andere Fach, und ich denke, dem müssen wir uns auch stellen.

Warum fand die Postmoderne in der deutschen Theorieentwicklung solch einen Anklang?

Man hat die wissenschaftlichen Werke zu diesen Themen durchaus gründlich rezipiert, etwa die Writing-Culture-Debatte wurde in Deutschland ja auch weitergeführt oder zumindest viel in Seminaren und Diskussionen beleuchtet. In der Forschungspraxis fand das sicherlich weniger statt. Richtiggehend weiterführende Arbeiten, die wirklich substantiell gewesen wären, sehe ich hierzulande eigentlich nicht so recht. Ähnlich ist das bei Themen wie der Diskursanalyse. Jeder nimmt den Namen Michel Foucault in den Mund und kann auch bestimmte Dinge über die Diskursanalyse wiedergeben, aber die wirklich tief gehende Rezeption ist in den wissenschaftlichen Werken der deutschen Ethnologie mitunter dürftig. Man jongliert durchaus mit einem breiten Spektrum auswärtiger Forschungsrichtungen, aber mit einer zielbewussten Umsetzung und Weiterentwicklung hapert es oft. Auch meine eigene Kapazität würde ich in diesem Punkt als gering einschätzen. Ich denke, man muss versuchen, ein eher bescheidenes und überschaubares Maß an wissenschaftlichen Methoden und Theorien so konsequent wie möglich für die eigenen wissenschaftlichen Kontexte zu nutzen und sich nicht allzu intensiv den jeweiligen Modeströmungen zu unterwerfen. Eine solche Zielsetzung blieb bisher oft recht unbefriedigend.

Ist Ihrer Ansicht nach eine Hinwendung zu eher sozialwissenschaftlichen Fragestellungen erkennbar?

Was die Hinwendung zu einer sozialwissenschaftlichen Orientierung angeht, so ist etwa bei uns in Göttingen ein stärkerer Fokus auf der Angewandten Ethnologie in Lehre und Praktika hervorzuheben. Andererseits ist zu konstatieren, dass sich eine gewisse Rückbesinnung auf eine historisch ausgerichtete Komparatistik vollzog. Wenn ich zum Beispiel an den Kollegen André Gingrich in Wien denke, der vor einigen Jahren gemeinsam mit einem Kollegen ein Werk über Komparatistik⁵ herausgab – das fand ich sehr anregend, zumal wir hier am Institut in einem Kolloquium die Debatte darüber führten, inwiefern die Komparatistik als aktuell zu bewerten sei. In Göttingen wurde auch ein Interdisziplinäres Zentrum für Komparatistik geschaffen, welches bei der Germanistik angesiedelt ist. Ich selbst bin dort Zweitmitglied, habe mich informiert, es aber bisher noch nicht geschafft, aktiv mitzuwirken. Es ist wieder ein Interesse an der Komparatistik vorhanden, und wir können aus den Diskussionen, die etwa in den Sprachwissenschaften stattfinden, durchaus unsere Lehren ziehen, können Informationen und Anregungen bekommen. Das geht möglicherweise wieder in eine Richtung, die lange für tot erklärt wurde. Auch die Ethnologie kann davon profitieren.

Wo würden Sie die Grenzen ziehen zwischen der Ethnologie und der Europäischen Ethnologie einerseits und der Ethnologie innerhalb der Soziologie andererseits?

Ich beginne mal bei der Soziologie: Hier in Göttingen wechselte die Ethnologie 1998 von der Philosophischen Fakultät in die Sozialwissenschaftliche Fakultät über. Das geschah aufgrund verschiedener Erwägungen, unter anderem deshalb, weil wir die empirische Schiene bei uns stärker etablieren und forcieren wollten. Das haben wir auch nicht bereut, sondern stehen nach wie vor zu diesem Wechsel. Mit der Soziologie pflegen wir sehr gute Kontakte und ich denke, das wird auch weiterhin aufrechterhalten – es gibt meines Erachtens keine Spannungsfelder, die nicht irgendwie zu

⁵ Andre Gingrich, Richard Fox (Eds.), *Anthropology, by Comparison*, Routledge, London/New York, 2002.

bereinigen wären.

Mit der Europäischen Ethnologie ist in der Tat ein größeres Problem entstanden. Das Institut hier in Göttingen hat sich umbenannt: Früher hieß es wie viele Institute »Institut für Volkskunde«, jetzt nennt es sich »Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie«. Es erscheint irgendwie schmerzlich, dass die Bezeichnung »Kulturanthropologie« jetzt nicht mehr bei uns ist. Wir sind nur noch die »Ethnologie«, und das Label »Kulturanthropologie« wird anderweitig beansprucht. In Frankfurt war es ähnlich. Die Cultural Studies neu zu etablieren, ist nicht so sehr das Problem, aber wenn das Feld der Kulturanthropologie nominell von einem anderen Fach adoptiert wird, bleibt unsere einzige Perspektive die Abgrenzung. Das ist ein im Wesentlichen deutsches Phänomen. In anderen Ländern gibt es diese Unterscheidung zwischen Europäischer Ethnologie und Außereuropäischer Ethnologie bekanntlich ja nicht, weder im musealen noch im akademisch-universitären Bereich. Für uns jedoch hat das ganz konkrete Auswirkungen: Wir sind in den letzten Jahren ständig aufs Neue von der Universitätsleitung mit der Frage konfrontiert worden, ob da nicht im Grunde zwei Institute etwas Identisches machen und deshalb fusionieren sollten. Das haben wir natürlich vehement von uns gewiesen, sind aber ständig in Beweisnot. Sollten die beiden Institute zusammengelegt werden, so bedeutet das Stellenstreichung; alles würde ausgedünnt. Um genau das zu verhindern, machen wir es ganz konkret so, dass wir in der Regel weder Prüfungsarbeiten über vornehmlich auf Europa bezogene Themen betreuen, noch gemeinsame Veranstaltungen mit der Europäischen Ethnologie anbieten. Das hat nichts damit zu tun, dass wir etwas gegen dieses Fach hätten, es ist, wie gesagt, schlichtweg eine notwendige, pragmatische Maßnahme, um uns abzugrenzen und der Universitätsleitung damit zu bekunden, dass wir sowohl theoretisch als auch regional eine andere Ausrichtung haben.

Also überlagern institutionelle Zwänge vielleicht gemeinsame Ansätze?

Nun, es ist nicht ganz so strikt, wie ich es gerade zum Ausdruck brachte. Frau Hauser-Schäublin hat beispielsweise zusammen mit Prof. Regina Bendix von der Europäischen Ethnologie ein Schwerpunktprojekt über den Erhalt von Kulturerbe. Es gibt natürlich ein gemeinsames Anliegen, und so machen die beiden Institute auch gemeinsame Aktionen. Dieses Thema wurde früher von der Europäischen Ethnologie kaum betrieben, sondern war eher eine typische Forschungsrichtung der Ethnologie bzw. der weltweiten Kulturanthropologie. Inzwischen ist es aber schwierig, diese Grenzl意思linien aufrecht zu erhalten. Das zuvor angesprochene Problem besteht also weiter.

Institutionelle Zwänge und Umstellungen betreffen nicht nur die Koordination zwischen verwandten Fächern, sondern die gesamte akademische Ausbildung. Ich bin nicht unbedingt ein zum Konservatismus neigender Mensch, der grundsätzlich gegen neuere Entwicklungen ist. Wir standen jedoch unter einem alternativlosen Zwang, das BA/MA-Programm einzuführen. Ich bin sehr skeptisch, ob Absolvent_Innen der Ethnologie mit einem BA auf dem Arbeitsmarkt größere Chancen haben. Der Verdrängungsprozess ist jetzt schon so, dass kaum jemand ein Volontariat im Museum bekommt, wenn er nicht promoviert ist.

Ich sehe auch andere Nachteile bei der Umstellung auf den Bachelor. Es kommt mir so vor, als ob da im Grunde eine Art „Ethnologie light“ etabliert wird. Die zweisemestrige Einführung ins Fach wurde auf ein Semester zurückgestuft, Wirtschaftsethnologie und Sozialethnologie gibt es je nur noch ein halbes Semester. Alles wird zurückgefahren, und das merkt man natürlich auch an den Leistungen der Studierenden, etwa bei den Referaten. Die besitzen durchweg nicht mehr die wissenschaftliche Qualität, die sie im Magisterstudium noch hatten. Dazu kommt, dass diese Verschulung für mich als Dozenten auch nicht besonders erquickend ist, weil man ständig nur die gleichen Themen anbieten muss und im Grunde kaum noch Forschungstätigkeit in die Lehre einbringen kann.

Was sind Ihre Pläne für die Zeit als Emeritus?

Wie sicherlich viele Kolleg_Innen, die längere Zeit Feldforschung betrieben haben, schiebe auch ich eine Bugwelle unerledigter und unpublizierter Materialien vor mir her. Es gibt mindestens zwei angefangene Manuskripte: Eines ist fast fertig, es hat sich bisher nur wegen des Lehrbetriebs und der Verwaltungstätigkeiten - etwa bei der Umstrukturierung der Studiengänge - verzögert. In zehn Monaten ist meine Emeritierung und ich freue mich darauf, dann die Zeit zu finden, die begonnenen Arbeiten abzuschließen.

Ganz konkrete neue Projekte möchte ich nicht machen; auch ohne sie wird das Beenden meiner Monographien sehr zeitaufwendig sein. Es sind zusätzlich noch kleinere Forschungsreisen geplant, die ich jedoch größtenteils in Eigenleistung und ohne DFG-Antrag durchführen werde.

Gibt es abschließend etwas, das Sie noch ansprechen oder vertiefen möchten?

Man hätte sicher noch etliche diskussionswürdige Bereiche ansprechen können. Etwa die Bedeutung von Schulen und Netzwerken oder die gesellschaftliche Relevanz des Faches – ich empfinde es wirklich als ein Manko der deutschen Ethnologie, dass wir in der Öffentlichkeit so wenig Resonanz bekommen. Es werden zwar seitens der DGV auch immer

Anstrengungen unternommen, mit Pressevertretern in Kontakt zu kommen, die vielleicht in bestimmten Medien berichten könnten. Doch das bleibt meines Erachtens immer auf Sparflamme, hat nie zu einem Durchbruch geführt. Wenn man betrachtet, wie sehr die Kulturanthropologie zum Beispiel im öffentlichen Bereich der USA etabliert ist und welche Rolle die American Anthropological Association (AAA) dort spielt – da liegen Lichtjahre zwischen der dortigen und hiesigen Situation! Vermutlich wird sich das in Deutschland auch in absehbarer Zeit nicht ändern, und man muss wohl mit dem Tatbestand leben, dass die Ethnologie hier nicht den Stellenwert anderer Wissenschaften hat. Das finde ich bedauerlich, weiß aber keine probaten Mittel, um diesem Defizit entgegenzuwirken.

Woran liegt das Ihrer Meinung nach? Viele Kommentare gehen in die Richtung, dass die DGV ein Verband von Individualisten sei.

Ja, da mag was Wahres dran sein. Beispielsweise hat es die deutsche Ethnologie meines Wissens noch nie zustande gebracht, die Tagung der Weltorganisation der Anthropologen und Ethnologen (IOAES) hierzulande abzuhalten. Diese gigantischen Konferenzen bedürfen in der Tat eines großen organisatorischen Aufwandes. Interessanterweise finden sie eher in Kroatien oder einem Schwellenland statt, wo die wirtschaftlichen und logistischen Mittel eigentlich weniger günstig sind. In der Vereinigung der europäischen Ethnologen haben die Deutschen vielleicht ein bisschen mehr Gewicht als in der Weltorganisation.

Ein weiterer Faktor ist das schon erwähnte geringe Renommee der Ethnologie in der deutschen Öffentlichkeit. Dafür gibt es viele Gründe, und ich sehe nicht, dass sich das zu meinen Lebzeiten noch grundlegend ändert.

Sie sprachen zwei weitere Stichworte an: Schulen und Netzwerke. Würden Sie für die deutsche Ethnologie so etwas wie die Existenz von Schulen oder Ansätzen von Schulbildung in der Gegenwart konstatieren?

Also Schulen im theoretischen Sinne eigentlich weniger. Netzwerke, glaube ich, bilden sich in gewisser Weise heraus – vor allem an Orten, die eine vergleichsweise große Forschungskapazität haben. Wenn man zum Beispiel unser personell gering besetztes Göttinger Institut mit dem Institut in Frankfurt a. M. vergleicht, so sieht man, dass es da größere Sonderforschungsbereiche gibt. Die Kölner und Bayreuther Kollegen haben ebenfalls einen Sonderforschungsbereich; damit ist viel Kapazität verbunden. Somit gibt es eine größere Menge von jungen Leuten, die einfach in der Forschung tätig sein können – was die Universitätslehrer ja eigentlich nur noch in geringem Umfang tun können. Die Forschung wird ja heute im Wesentlichen durch Kolleg_Innen geleistet, die jetzt ihre Dissertationen schreiben. Doch eigentlich finden sich nur wenige Stellen in Deutschland, bei denen genügend größere Kapazitäten vorhanden sind. Wenn ich dann noch über den Grenzzaun nach Frankreich gucke, wo die französischen Kollegen etwa in Afrika Möglichkeiten haben, größere Forschungsverbände zu gestalten, bin ich erstaunt – das besitzen wir in diesem Umfang hier nicht. Dort gibt es ganz andere Perspektiven, auch interdisziplinärer Art: Sprachwissenschaftler, Archäologen, Geographen und Botaniker arbeiten gemeinsam in solchen Forschungsverbänden, so dass zum Teil durchaus spektakuläre Ergebnisse zustande kommen. Die überwiegend kleinen Projekte, die bei uns in den meisten Fällen laufen, können das einfach nicht in vergleichbarer Weise erbringen. Jedoch werden, wie ich hörte, etwa auch in Frankreich solche Unternehmungen jetzt eher zurückgefahren.